

Auszüge aus einem Teil veröffentlichter Leserbriefe



In der ZEIT schreibe ich im Januar 1980 zu dem angeblich mehr und mehr unlösbaren Problem der Arbeitslosigkeit. Der - wie immer - brillant geschriebene Artikel von Ralf Dahrendorf offenbart im Grunde nur eine Uralterkenntnis, wie sie jedem Studenten der Wirtschaftswissenschaft nach dem 3. Semester geläufig ist - oder doch wenigstens sein sollte: Die Minimalkostenkombination. Bei vorgegebenen technischen Möglichkeiten wird der Faktor X (Arbeit) so lange durch den Faktor Y (Kapital) substituiert, bis sich die kostengünstigste Kombination ergibt. Eine Verteuerung von X zieht logischer Weise eine verstärkte Ersetzung durch Y nach sich. - Alles weitere ist nur das kleine Einmaleins (aber wird das noch gelehrt?) der Preislehre: Unter sonst gleichbleibenden Bedingungen (ceteris-paribus-Klausel) sinkt bei steigenden Preisen einer Ware die Nachfrage.

Da - wie Marx schon wusste - die auf den Arbeitsmarkt drängende Arbeitskraft eine Ware ist, gelten für sie die Spielregeln von Angebot und Nachfrage. Wer bei einem großen Angebot (nicht zuletzt grob fahrlässig erweitert durch einen Immigrantstrom) den Preis künstlich hochhält, darf sich nicht wundern, wenn er in eine Absatzkrise (spr.: Arbeitslosigkeit) gerät. Wundern kann man sich höchstens darüber, wie ungeniert die über das Angebotskartell Beschäftigten ihren Preis halten zu Lasten jener, die zu diesem Preis nicht mehr beschäftigt werden (können).

Das Schauspiel „Section 9“ im Stuttgarter Staatstheater im Jahre 1981, das ich nur deshalb sah, weil meine Mutter mir ihr Abonnement geschenkt hatte, empörte mich ob seiner schwulen Ferkeleien derartig, dass ich ausnahmsweise auch mal zur „Kunst“ in der Stuttgarter Zeitung im März 1980 Stellung bezog.

Wenn wir als 16jährige Flakhelfer in Erwartung anglo-amerikanischer Bomberangriffe nächstens im Geschützunterstand hockten, dann erzählten die älteren Soldaten Witze auf der „Thema-eins“-Linie. Die enge, leicht schummrige Atmosphäre, das Überspielen der Angst vor dem Bombenteppich ließen einer sexgetränkten Phantasie freien Lauf. Zu „Section 9“ gab es im Grunde nur drei - allerdings gewichtige - Unterschiede: wir wußten, daß wir schlicht „schweinijelten“; niemand wäre auf den Gedanken gekommen, daß man so etwas als Kunst verkaufen könnte; wir wurden dafür nicht bezahlt.

Die Freiheit der Kunst und das Recht auf freie Meinungsäußerung schließen auch die Chance ein, Obszönitäten vor der Öffentlichkeit auszubreiten. Das ist richtig so und sollte so bleiben. Das Empörende ist nur, daß der Steuerzahler via Subventionshilfe für das Staatstheater gezwungen wird, die Gehirnabsonderungen verklemmter Sexualneurotiker abzukaufen.

Zur Meldung zur Begrenzung des Basiswortschatzes in Nordrhein-Westfalen 1983: Wo bleibt der Mut, Herr Minister Girgensohn, warum so zaghaft? Sprache ist doch nach kybernetischem Kommunikationsverständnis nichts anderes als Senden und Empfangen von Signalen. Das Signalsystem aber könnte doch wesentlich vereinfacht werden, denn schließlich ist die nonverbale Humanrelation (etwa der Stummtanz in der Diskothek) ebenso „in“ wie die Piktogramm-„Sprache“ für Analphabeten.

Als erste Schritte zum Abbau des Wörterberges, klassisch auch als Sprachschatz bezeichnet, ohnedies nur zu so etwas gesellschaftlich Relevanzlosem wie dem Verständnis eines Goethe Werkes nutzbar, schlage ich vor: In allen Schulen wird die aktive Sprachkompetenz auf 500 Wörter begrenzt; das ist immer noch viel, bedenkt man, daß ein GI in Deutschland mit 300 auskommen kann. Zum Abbau von Sprachbarrieren bei Schülern, insonderheit unterprivilegierter Art, sind Lehrer qua Ministerialerlaß anzuhalten, das Limit nicht um mehr als 10% (in altsprachigen Gymnasien für eine Übergangszeit 15%) zu überschreiten. In den Klassen sind vornehmlich solche Wörter zu üben, die schon heute genuiner Bestandteil der Sprechblasenkultur sind und durch ihre Plastizität und Aussagekraft als paradigmatisch gelten können, wie „echt“, „Spitze“, „super“.

Bei akademischen Abschlußprüfungen, vor allem im Fachbereich Germanistik, hat der Prüfling zu beweisen, daß er den Basiswortschatz zu variieren vermag und Steigerungsformen zu entwickeln vermag. Beispiele: „echt Spitze“ (auch „echte Spitze“ ist zulässig), „supergeil“ (das wäre eine besonders gelungene Kreation), ein „Hammer“ wäre dagegen eine treffliche Charakterisierung des Schwierigkeitsgrades dieser Prüfung. Zur Wahrung der Chancengleichheit kann beim Nachweis erschwerter Sozialisationsbedingungen (zum Beispiel Ermäßigung des BAföG-Satzes aufgrund von Regierungssparbeschlüssen) auf fünf (in Ausnahmefällen: drei) Begriffe aus der Fäkalien-sprache ausgewichen werden.

Examensnoten schlechter als „Sehr gut“ sollen nur dann erteilt werden, wenn es dem Kandidaten nicht gelingt, aus dem Grundwortschatz Satzfragmente zu bilden. Eine Auszeichnung sollte jeder Abiturient erhalten, der einen vollständigen Satz wie diesen zu formulieren vermag: Ich habe „Null Bock auf gar nichts“, weil ich gerade „auf dem Trip bin“ und nur darauf stehe, wenn's „heavy“ wird, „eine Mücke zu machen“.

Zur Vermeidung von Mißverständnissen sei darauf hingewiesen, daß wegen der hohen Anforderungen, die eine solche Spracherziehung immer noch darstellt, das Fach „Deutsch“ abwählbar sein muß und selbstverständlich beim Vorliegen sprachlicher Defizite berufliche Nachteile oder ähnliches nicht entstehen dürfen.

Ich bitte Sie, Herr Minister, Butterberg und Milchsee bereiten uns in der EG genügend Sorgen, packen Sie's couragiert an, wenigstens einen Überfluß zu beseitigen, den Überfluß der deutschen Sprache.